

Die Moral von der Geschichte'

Die Komödie »Nachtland« von Marius von Mayenburg in den Wiener Kammerspielen der Josefstadt. **Von Eileen Heerdegen**

Endlich mal lachen«, hat meine Mutter am Ende gern gesagt. So, als müsse sie in einem freudlosen Leben eine feuchte Behausung trockenwohnen. Aber ich will nicht ungerecht urteilen, alt sein ist kein Spaß. Jung sein allerdings auch immer weniger, also liegt es nahe, zum Lachen den Keller zu verlassen und ins Theater zu gehen. Es gibt intelligente Komödien mit und ohne brisanten Inhalt, die Wiener Kammerspiele der Josefstadt haben in der letzten Spielzeit die Kunst, über das Böse lachen zu können, ohne mitzulachen, mit dem bitteren Volksstück »Der Himbeerpflock« exemplarisch vorgeführt.

Auch »Nachtland« von Marius von Mayenburg hat sich vorgenommen, »mit lockeren bis bitterbösen Pointen« der Frage nach moralischen Prinzipien nachzugehen. Vielleicht hat man sich etwas viel vorgenommen, denn es geht um Gier, um Liebe und Verrat, um Geschwister- und Ehestreit und darum, wie normal das Zusammenleben mit Jüdinnen und Juden in unserem Land nach dem Holocaust ist und sein kann. Und all das eingewickelt in die Frage, ob es moralisch vertretbar ist, ein von Adolf Hitler gepinseltes Aquarell sehr gewinnbringend zu verkaufen.

»Vor zwei Wochen ist mein Vater gestorben.« – »Unser Vater. Nicht deiner. Du bist kein Einzelkind.« – »Ich bin überhaupt kein Kind, ich bin erwachsen.« – »Ist gut, Nicola, reg dich ab.« – »Ich reg' mich aber auf. Warum kommst du jetzt auf die Idee? Wo er tot ist?« – »Was für eine Idee?« – »Dass du auch irgendwie das Kind von unserem Vater bist.« – »Das ist keine Idee, das ist so.« Beim rasanten Austausch von Gehässigkeiten mit viel Wortwitz zwischen Nicola (Martina Ebm) und Bruder Philipp (Oliver Roskopf) haben sich schon die ersten Dauerlacher eingegroovt.

In Elfriede Jelineks Meisterwerk »Die Liebhaberinnen« flippt eine Frau bei einem Udo-Jürgens-Konzert

zu »Mathilda« so dermaßen aus, dass sie von wütenden Umsitzenden unter dem Konzertsessel gekielholt werden muss. Der Mann mit Lach-Tourette auf dem übernächsten Platz hatte Glück, obwohl er sich den ganzen Abend nicht beruhigen konnte und, ob der Hitze-wallungen mit einem Fächer bewaffnet, selbst böse Anspielungen, etwa wenn Philipps jüdische Frau Judith (Silvia Meisterle) zynisch von »Schall und Rauch, der durch den Schornstein geht«, spricht, mit durchgehendem Kichern, Grölen, Kieksen, Glucksen und Schreien kommentierte.

Die Konflikte zwischen Judith und den anderen, insbesondere die Streitgespräche mit ihrer Schwägerin, sind intelligent konstruiert und sehr witzig gestaltet, hier ist Zwischenmenschliches sehr gut beobachtet. Antisemitismus ist eher eine Randnotiz, der Zwist

ist privat und persönlich. Die nicht praktizierende Jüdin wird dabei, genau wie ihre Gegenspieler, in eine Ecke gedrängt, es werden Gräben ausgehoben, wo vorher höchstens Rinnsale waren. Eigentlich ein Lehrbeispiel, wie Menschen sich radikalisieren, wie Feindschaft entsteht.

Jedenfalls ein sehr gut gebauter Text, der den Schauspielern offenbar viel Spaß macht, insbesondere Martina Ebm und Silvia Meisterle spielen umwerfend.

Die Frage allerdings, wie moralisch es ist, sich mit Nazikunst zu bereichern, ist vielleicht bewusst realitätsfremd gewählt, damit beim Lachen sicher keine Scham entsteht. Wer findet schon im Nachlass einen möglichen Schatz, wer muss sein Gewissen befragen, ob er 120.000 Euro nehmen wird, wenn die Signatur auf dem Dachbodenfund

nicht Anton Hiller, sondern tatsächlich Adolf Hitler bedeutet. Und wie unmoralisch wäre es denn tatsächlich, irgendeinem alten oder jungen Nazi so eine Stange Geld abzuknöpfen? Wem würde das schaden?

Man muss nicht konstruiert über Moral philosophieren, es gibt es so vieles, das vielen schadet. Vom Lebenswandel der umjubelten Superreichen, die auch noch gewählt werden, über das eigene egozentrische Festkrallen an Verhalten, das am Ende uns selbst zerstören wird, über das Ausrotten, Quälen und Auffressen von anderen Lebewesen bis hin zur Vernichtung von Menschen durch Kriege, Hunger und die Verweigerung von Hilfe. Und die Moral von der Geschichte'? Darüber lacht man nicht.

■ Nächste Vorstellungen: 9., 10., 11. November



Lockere und bitterböse Pointen (Szenefoto)

Stimmen der Besiegten

Der Erzählband »Die Lage« von Mesut Bayraktar ist Klassenliteratur im besten Sinn

Keine Stimme ertönt außer der Stimme der Herrschenden«, heißt es in Bertolt Brechts Gedicht »Lob der Dialektik« (1934), und: »Die Gewalt versichert: So, wie es ist, bleibt es.« Diesem erdrückenden Zustand setzt der 1990 in Wuppertal geborene Schriftsteller Mesut Bayraktar mit seinem neuen Buch »Die Lage« etwas entgegen. Er gibt den Besiegten eine Stimme, denen, die zu Bittstellern herabgedrückt worden sind, den Entwürdigten, Beiseitegeschobenen, für die die Welt – auch die literarische – keinen Platz hat. Die 18 Kurzgeschichten werfen Schlaglichter auf biographische Ereignisse sehr unterschiedlicher Art, denen zwei Dinge gemein sind: Die Protagonisten stammen aus der Arbeiterklasse, und sie leiden unter ihrer eigenen Unwissenheit. Lösungen bieten sich ihnen nicht.

Da ist Hayat, eine Kurdin aus dem Irak, die nach ihrer Flucht vor einem gewalttätigen Mann vom Jobcenter

gezwungen wird, weiterhin in einem Stripklub zu arbeiten. Da sind die in der Pflege schuftende Rozalia und ihr Mann Pawel, beide aus Polen. Über sie heißt es: »Nach dem Mauerfall folgten sie dem großen Versprechen in den Westen, auf dessen Einlösung sie bis heute warten.« Da ist Bernd, ein gescheiterter Akademiker, der seine Wohnung bei der Zwangsräumung in Brand setzt und sich vom Balkon in den Tod stürzt – eine tragische Geschichte, die sich 2017 in Tübingen tatsächlich ereignet hat. Da ist Robert, der nach einem lücken- und tadellosen Arbeitsleben als Lokführer aufs Abstellgleis geschoben wird und den fortan die Einsamkeit und die eigene Bedeutungslosigkeit zerfressen. Lediglich die Erinnerung an die Solidarität unter den Kollegen während des Bahnstreiks im Jahr 2011 lässt in seinem Geist noch »zaghaft das Antlitz einer Unbesiegbareit aufblitzen«.

Das Buch handelt vom Chaos des Alltags, hinter dem sich eine strikte Ordnung aus Gewalt und Disziplin verbirgt, und von der Stille der Ohnmächtigen, ihrer Sprachlosigkeit, Scham und Schmach, von der Angst und Panik der Gescheiterten, von Ausgrenzung und Selektion, von Trauer und der Wut im Bauch, die sich manchmal Bahn bricht – brechen muss. Es geht um vernarbte Wunden, die geleckelt werden, um einsame Körper, die sich im Raum bewegen, um Fluchten, um Substanzen und Orte des falschen Glücks.

Neben dem Zitat »Wer seine Lage erkannt hat, wie soll der aufzuhalten sein?« aus Brechts »Lob der Dialektik« hat Bayraktar seinem Werk eine kurze Stelle aus Maxim Gorkis »Nachtasyl« (1901) vorangestellt. »Alles für den Menschen«, heißt es dort. Es ist sicher kein Zufall, dass im berühmten Schauspiel Gorkis im Anschluss an diese Stelle im vierten Aufzug davon die Rede ist, man solle den Menschen nicht bemitleiden, ihn nicht durch Mitleid erniedrigen, sondern respektieren. Seine Klasse würdig darzustellen – dies gelingt dem Autor mit bemerkenswertem Feingefühl.

Bei den Figuren selbst sucht man Klassenbewusstsein meist vergeblich. Wo es zum Ausdruck kommt, äußert es sich eher leise, in Nebenbemerkungen, Gedanken oder Ahnungen – beispielsweise, wenn einem autonomen Hausbesetzer zu dämmern beginnt, was wirklich die Lösung wäre für das Problem, das er mit seinem politischen Aktivismus bekämpfen möchte: »So was wie einen Staat« bräuchten wir auch, kommt es ihm in den Sinn angesichts der eskalierenden Gewalt der Exekutivorgane des bürgerlichen Staats, die er am eigenen Leib erfährt – »nur besser«.

Die historische Niederlage des Sozialismus hat auch in der Arbeiterklasse das Gefühl des Besiegteins hinterlassen. Entsprechend düster sind viele der Geschichten. Und doch scheint etwas in ihnen vor, eine Art Hoffnung – und die Wut, der Klassenhass, der nötig ist, als Triebkraft, als Ansporn, um die Verhältnisse umzuwerfen, in denen, um mit Marx zu sprechen, der Mensch ein erniedrigtes und verlassenes Wesen ist.

Matthias Rude

■ Mesut Bayraktar: Die Lage. Erzählungen. Autumns-Verlag, Berlin 2024, 314 Seiten, 19,95 Euro

Quincy Jones verstorben

Quincy Jones ist tot. Der große Produzent und Komponist ist am Sonntagabend (Ortszeit) in seinem Haus in Bel Air in Los Angeles im Kreise seiner Familie gestorben, teilte sein Sprecher Arnold Robinson mit. Jones wurde 91 Jahre alt. Er zählt zu den bedeutendsten Produzenten der Branche. In seiner rund 70jährigen Karriere gewann er 28 Grammys. Das Time-Magazin erklärte ihn zu einem der einflussreichsten Jazzmusiker des 20. Jahrhunderts. Im Juni 2024 hatte die Academy of Motion Picture Arts and Sciences angekündigt, Jones mit einem Ehren-Oscar auszuzeichnen. »Als erster schwarzer Komponist, der in den 60er Jahren vom Hollywood-Establishment akzeptiert wurde, trug er dazu bei, die Filmmusik mit den dringend benötigten Einflüssen von Jazz und Soul aufzufrischen«, heißt es in einer Biographie. Gearbeitet hat Jones mit George Benson, Frank Sinatra, Louis Armstrong, Stevie Wonder, Aretha Franklin, Miles Davis, Billie Holiday, Peggy Lee oder Ella Fitzgerald. Mit Ray Charles verband ihn eine lebenslange Freundschaft. Legitär ist Jones Zusammenarbeit mit Michael Jackson an einem der besten Alben der Popgeschichte – »Thriller« von 1982, das Jones produzierte, nicht zu vergessen Jacksons Alben »Off the Wall« und »Bad«. Möglicherweise in (guter) Erinnerung geblieben ist auch Jones' karitative Mitarbeit an dem Song »We Are the World« von 1985. Er erspielte mehr als 50 Millionen Dollar für einen Afrika-Hilfsfonds. Jones war dreimal verheiratet und hatte sieben Kinder mit fünf Frauen.

(dpa/iW)

Der Rausch

Junge Leute in Deutschland trinken sich wieder häufiger in einen Alkoholrausch. Nach einem vorübergehenden Rückgang während der Pandemie nahm der Anteil der Rauschtrinker bei den Zwölf- bis 25jährigen wieder deutlich zu und liegt inzwischen wieder auf dem Vorcoronaniveau, wie eine am Montag in Köln veröffentlichte Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) zeigt. Die Experten nannten die Zahlen »besorgniserregend«. Als sogenanntes Rauschtrinken wird der Konsum von mindestens fünf Gläsern Alkohol bei bestimmten Gelegenheiten in den zurückliegenden 30 Tagen bezeichnet. Im vergangenen Jahr betraf das bei den 18- bis 25jährigen Männern 46,2 Prozent und bei den jungen Frauen 25,1 Prozent. 2021 hatten 37,8 Prozent der jungen Männer dieser Altersgruppe und 19 Prozent der Frauen die Definition des sogenannten Rauschtrinkens erfüllt.

(dpa/iW)